



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Die Epochen der deutschen Geschichte**

**Haller, Johannes**

**Stuttgart [u.a.], 1950**

Das russische Übergewicht

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75797)

offene Gegnerschaft, die zwischen den beiden Häuptern des Reiches jetzt bestand, steigerte zunächst den Einfluß auswärtiger Mächte in deutschen Angelegenheiten. Mehr noch als früher übertrug sich jetzt der Gegensatz der europäischen Mächtegruppen, spaltend und kriegerverzeugend, auf das Reich. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges war bekanntlich die Folge davon, daß Friedrich der Große zu Neujahr 1756 die französische Allianz mit der englischen vertauschte, während England schon mit Frankreich in Nordamerika im Kriege lag. Umgekehrt ist Österreich damals, um sich die französische und die russische Unterstützung zu sichern, bereit gewesen, Belgien an Frankreich und Ostpreußen an Rußland auszuliefern, und es war nicht seine Schuld, daß der Plan nicht ausgeführt wurde, der in seinen weiteren Konsequenzen den Verlust des linken Rheinufers mindestens sehr wahrscheinlich gemacht haben würde.

Daß überhaupt die Gefahren von Westen in dieser Zeit zurücktreten, liegt nur an der Abwendung Frankreichs von den kontinentalen Interessen und an seiner zunehmenden inneren Schwäche. Während dieses Land sich langsam der Revolution entgegenbewegt und deshalb schon das Schwergewicht sich erleichtert, das auf der Westfront Deutschlands lastet, wächst der Druck, den Rußland im Osten ausübt, mit jedem Jahrzehnt. Der Dualismus der deutschen Großmächte mußte die östliche Großmacht, wenn ihre Politik nur einigermaßen die Gelegenheiten wahrzunehmen wußte, zum Schiedsrichter in deutschen Angelegenheiten machen. Schon im Siebenjährigen Kriege war dieses russische Übergewicht sehr deutlich hervorgetreten. Ohne die Teilnahme der russischen Armeen hätte dieser Krieg, wenn er je ausbrach, spätestens in zwei Jahren mit einem ausgesprochenen Siege Preußens geendet, das sich dann wohl um Kursachsen oder wenigstens um die sächsische Lausitz vergrößert haben würde. Daß Rußland 1762 vom Kriege zurücktrat, ohne einen Gewinn für sich zu fordern — Ostpreußen besaß es seit 1758, und der König hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, diese Provinz zu opfern —,

hat schließlich den Ausschlag gegeben und vielleicht dem preußischen Staat das Leben gerettet.

Katharina II., die deutsche Prinzessin auf dem Thron Peters des Großen, war ganz die Herrscherin, diese Gunst der Umstände auszunützen. An sich wäre es eine natürliche Forderung gewesen, daß die deutschen Mächte sich zusammentaten, um dem russischen Vordringen Halt zu gebieten. Denn es richtete sich nicht nur gegen die untere Donau, den Balkan und Konstantinopel, wo es Österreich den Weg seiner natürlichen Ausdehnung mit der Zeit vertreten mußte, sondern ebenso gegen Polen, wo es der preußischen Grenze bedenklich nahe kam, den Flußlauf der Weichsel zu sperren, Ostpreußen dauernd abzuschneiden und schließlich wohl ebenfalls aufzusaugen drohte. Wäre die Einverleibung Polens in Rußland damals Tatsache geworden, wo Westpreußen ja noch polnische Provinz war, Danzig wäre für Deutschland wohl für immer verloren geblieben und Königsberg wahrscheinlich verloren gegangen.

Die gleiche Bedrohung durch Rußland hätte eigentlich Preußen und Österreich zusammenführen sollen. Aber ihre Vereinigung war unmöglich, weil man in Wien die preußische Rivalität nicht ertragen wollte oder konnte. So entstand ein Wettlauf beider Mächte um die russische Gunst. Zuerst war Friedrich erfolgreich. Aber nur seiner Meisterschaft war es möglich, unter diesen Verhältnissen einen stattlichen Gewinn davonzutragen. Dem russischen Streben nach Aufsaugung Polens kam er durch den Gedanken einer Teilung polnischen Gebiets unter die drei Nachbarstaaten entgegen, und so glückte es ihm, 1772 Westpreußen für sich zu erwerben. Wenn auch die Perle von Preußen, Danzig, noch fehlte — hier hatte Friedrich es auch mit dem Widerstand Englands zu tun, das um seines polnischen Handels willen es nicht gerne sah, wenn der Hafen Polens preußisch wurde — so war doch ein schwerer Verlust aus früheren schlimmen Tagen damit zum größten Teil wieder wettgemacht und einer natürlichen Forderung Genüge getan. Denn noch immer war Westpreußen ein im wesentlichen deutsches Land, die dreihundert-

jährige polnische Herrschaft hatte daran nichts geändert, und die Arbeit des preußischen Staates sorgte dafür, daß es bald wieder ganz deutsch und daß es aus einem dürftigen und verkommenen ein reiches und blühendes Land wurde. Indem der preußische Staat seinem eigenen Bedürfnis diene und sich den lang vermißten territorialen Zusammenhang verschaffte, diene er zugleich einem der obersten Zwecke der deutschen Nation: er sammelte verlorenes Gebiet wieder ein. Preußisches und deutsches Interesse fielen zusammen.

Ein zweites Mal ist solch ein glücklicher Griff auch dem Genie Friedrichs nicht gelungen. Schon sieben Jahre später zeigte sich die Fessel, die der russische Einfluß der preußischen Politik anlegte, selbst wenn Preußen und Rußland verbündet waren.

Österreich, unter der Führung des jungen Kaisers Joseph, suchte das preußische Beispiel nachzuahmen, es wollte auch wachsen auf Kosten der Nachbarn und sich Stücke von Bayern aneignen. Diesem Versuch, das Gleichgewicht zu verschieben, trat Friedrich entgegen. Im Bayrischen Erbfolgekrieg 1778/79 zog der alte König noch einmal das Schwert. Der »Kartoffelkrieg« ist mit Grund berüchtigt durch seine Ergebnislosigkeit. Seine schlaffe und unordentliche Führung auf preußischer Seite ist nicht zu bestreiten, aber unfruchtbar hätte er in jedem Fall bleiben müssen, weil Rußland jeden größeren Erfolg verhindert haben würde. Der Friede von Teschen 1779, der ihn abschloß und Österreich mit einem minimalen Landerwerb aus der bayrischen Erbschaft, Preußen ohne jeden Gewinn aus dem matten Kampf hervorgehen ließ, dieser Friede war eigentlich das Werk Katharinas. Sie hatte ihn »vermittelt«, das heißt ihn vorgeschrieben, darum entsprach er auch völlig dem russischen Interesse: das Gleichgewicht zwischen den beiden deutschen Großmächten zu erhalten, wie es war, den Dualismus in Deutschland nicht aufhören zu lassen, der Rußland zum Schiedsrichter in deutschen Angelegenheiten machte und beide Staaten, Preußen wie Österreich, nötigte, beständig die russische Bundesgenossenschaft zu suchen und zu erkaufen.

Die preußische Großmacht war die ganz persönliche Schöpfung Friedrichs des Großen. Darin lag unstreitig ein Moment der Schwäche. Die Schöpfung eines Genius ist für seine Erben stets eine Last. Was durchschnittliche Kräfte geschaffen haben, kann auch von Durchschnittsmenschen leichter erhalten werden, das Werk des Genius, gerade weil es nicht mit Notwendigkeit aus der Natur der Dinge hervorgewachsen ist, erfordert zu seiner Erhaltung zunächst immer noch größere Fähigkeiten und Anstrengungen, bis es selbst zur Natur geworden ist. Das haben wir erlebt. Auch das Werk Bismarcks ist dadurch in Gefahr geraten, zugrunde zu gehen, daß die Epigonen die Kräfte nicht besaßen, die zur Erhaltung und zum Ausbau des Neugeschaffenen nötig waren.

Die Epigonen Friedrichs des Großen waren ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Unfähige Herrscher finden schwer die fähigen Minister, am schwersten, wenn sie die Überzeugung haben, daß sie selbst es am besten verstehen und jedenfalls es selbst machen müssen. Friedrich Wilhelm II., ein geistreicher, aber launischer, genußüchtiger und liederlicher Despot, ohne Gefühl für Pflicht und Verantwortung, suchte auch in der Politik vorwiegend Befriedigung seiner fürstlichen Eitelkeit. Sein Sohn Friedrich Wilhelm III. war das Gegenteil davon, seiner Pflichten wohl bewußt, aber auch und noch mehr seiner Unzulänglichkeit. Im Gefühl der ungeheuren Verantwortung und der eigenen Schwäche wich er den Entscheidungen aus, wo er sie hätte suchen sollen, versäumte alle Gelegenheiten und brachte sich schließlich in die Zwangslage, die er gerade hatte vermeiden wollen. So kam es, daß zwanzig Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen der preußische Staat zusammenbrach, nicht unter der Wucht eines unentrinnbaren Schicksals, auch nicht durch seine inneren Mängel und Fehler — sie waren vorhanden, gewiß, aber sie brauchten den Untergang noch lange nicht herbeizuführen —, sondern im vollsten Sinne des Wortes durch die Schuld seiner Führer, der Herrscher wie der Staatsmänner, durch ihre Unfähigkeit, ihre Schwäche, ihre Nachlässigkeit.